

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 10 (1927)
Heft: 12

Artikel: Franz Overbeck, der Atheist als Theologieprofessor : II. die Christlichkeit der Theologie
Autor: E.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407402>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers:
Geschäftsstelle der F. V. S.
Postfach Basel 5
Postcheck-Konto Nr. V. 6915

Religion ist Aberglaube, der in der Mode ist, und Aberglaube
ist eine Religion, die nicht mehr in der Mode ist.

Herbert Spencer.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)
Inser.-Ann.: Buchdr. Tschärnerstr. 14a
Feldereinteilung $\frac{1}{32}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{8}$ S. etc.
Tarif auf Verlangen zu Diensten

Franz Overbeck, der Atheist als Theologieprofessor.

II. Die Christlichkeit der Theologie.

Wie sanft und erbaulich klingt der Titel! Wer würde dahinter so scharfe Auseinandersetzungen, wer so gefährliche Gedankengänge suchen! Um den Leser noch mehr in Sicherheit zu wiegen, wurde auf dem Titelblatt der 1. Ausgabe das Buch eine Friedensschrift genannt. Overbeck wollte die Gemeinschaft, die ihn damals noch mit den Theologen verband, nicht mutwilligerweise zerreißen; ihm lag daran, »der Wissenschaft den stillen Platz zu sichern, welchen in der Theologie, der ganzen Natur dieser Disziplin nach, sich zu verschaffen ihr ohnehin zu schwer wird«. Die Arbeit musste geschrieben werden, weil »wir Theologen alle ernstere Gründe haben als im Allgemeinen anerkannt ist, uns zu vertragen«. In der Einleitung gesteht Overbeck, wem er die stärksten Motive zur Abfassung seiner »Christlichkeit« verdankt. »Indessen auch einen Einfluss so ganz unabsehbarer Art sollte ich noch auf Basler Boden erfahren; es ist der stärkste der Art, der mich auf meiner Wanderschaft durch das Leben, und zwar nel mezzo del cammin, getroffen hat; er hat auch an meiner »Christlichkeit« mitgeschrieben. Ich habe meine Freundschaft mit Friedrich Nietzsche im Sinn.«

Ich gedenke nicht, den Inhalt der Schrift hier systematisch zu zergliedern, sondern beschränke mich darauf, zwei Gedanken herauszugreifen und darzustellen.

1. Overbeck diskutiert die Frage nach dem Verhältnis zwischen Wissenschaft und Religion im Sinn einer Universalwissenschaft; er wendet sich mit aller Schärfe gegen die Bestrebungen, neben und ausserhalb der Wissenschaft noch einige Reservationen zu schaffen, die der gläubigen Intuition vorbehalten bleiben, heilige Bezirke, zu denen die Wissenschaft keinen Zutritt erlangt. Aber auch das unsaubere Verfließen und Verschwimmen der Grenzen zwischen Wissen und Glauben, wie wir es gerade bei den Theologen sehen, wird abgelehnt. Auch das Christentum hat, wie jede Religion, »die unzweideutigste Abneigung gegen die Wissenschaft. Wie jede Religion: Denn der Antagonismus des Glaubens und Wissens ist ein beständiger und durchaus unversöhnlicher«. Wer uns hinweisen will auf die Religion, »deren Gegenstand keinem Wissen einen Angriffspunkt bietet«, »welche von keinem Wissen etwas zu fürchten hat«, der mutet uns zu, den Stein der Weisen zu suchen. Keine einzige Religion vermag sich der Erfassung durch die Wissenschaft zu entziehen. Hier schreibt Overbeck den für unsere Auffassung programmatisch wirkenden Satz: »Das Gebiet der Religion, welches auch ihr Ursprung sein mag, ist die Welt, aus deren Stoff schafft sie sich ihre Formen, nur in diesen Formen hat sie ihr Dasein, mit diesen Formen aber unterliegt sie rettungslos dem Wissen; der Religion aber, welche an ihren Bekennern wirklich in keiner Weise weltlich wahrnehmbar wäre, könnte das Wissen jedenfalls nur alle Existenz absprechen, und nur mit dem Leben selbst würde einer solchen Religion die Furcht vor dem Wissen ausgegangen sein«. »In Wahrheit hat aber jede Religion nur dann vor dem Wissen keine Furcht gehabt, wenn sie stark genug war, von den Angriffspunkten, die sie gar nicht anders kann als dem Wissen bieten, dieses fernzuhalten.« (Oder das Wis-

sen und die Wissenschaft zu fälschen, zur Sklavin der Religion zu machen, wie es die katholische Kirche tut. E. H.) Auch die christliche Religion unterliegt in allen Teilen der Erfassung durch die Wissenschaft; es nützt ihr nichts, darauf hinzuweisen, dass aber doch das religiös-sittliche Leben, der unverkennbare Ausdruck des Christentums (!), vorhanden, also jeder Zweifel am Christentum selbst unmöglich sei; das Wissen zweifelt auch die Existenz dieser Tatsachen gar nicht an, das Wissen will nur die Erklärung dieser Wirkungen geben, und wenn man ihm gestattet, hier zu arbeiten, zu analysieren und zu kombinieren, besonders wenn dem Wissen das Vermögen zugesprochen wird, gerade die historischen Bedingtheiten des »religiös-sittlichen Lebens« darzustellen, »so ist ihm alles zugestanden, wessen es bedarf, um das Christentum als Religion immer wieder zu vernichten«.

Jede Theologie, die zwischen Glauben und Wissen vermitteln will, untergräbt die Fundamente der Wissenschaft und zugleich der Religion. »Keine Ueberzeugung ist der Religion wesentlicher als die, dass sie die allein wahre sei, keine wird ihr aber durch die Wissenschaft sicherer geraubt«. »Die Wissenschaft hat sich von der Kirche völlig emanzipiert, ihre Beweismethoden schafft sie sich selbst und wendet sie ohne alle Rücksicht auf Zwecke, die ausserhalb ihrer selbst liegen, an, keine einzige ihrer Disziplinen ordnet sich bei ihrer Arbeit den Bedürfnissen des Christentums unter, völlig unbekümmert sind alle um etwaige Kollisionen mit Vorstellungen der christlichen Tradition, und am wenigsten schrecken sie vor der tatsächlichen Häufung dieser Kollisionen zurück«. Die unsaubere Mittelstellung zwischen Wissen und Glauben ist das grosse Verhängnis der Theologie; sie wendet wissenschaftlich-historische Methoden an, aber in der Absicht, dem Glauben damit historisch sichere Fundamente zu schaffen »und huldigt so dem fast unbegreiflichen Wahn, dass sie des Christentums auf historischem Wege wieder gewiss werden könne, was jedoch, wenn es gelänge, höchstens eine Gelehrtenreligion ergäbe«.

»Es versteht sich von selbst, dass eine Theologie, die in einem eklen Gemisch von Halbwissen und Halbglauen den Gegensatz von Glaube und Wissen zur Ruhe kommen lässt, sich über ihr eigenes Wesen endlosen Täuschungen hingeben kann, sie ist aber auch der wertloseste Wortkram, der je zustande gekommen, da sie in der Tat nur aus den Worten besteht, die sich noch immer da einstellen, wo Denken und Glaube ausgegangen sind.«

»Das Christentum als Religion zu vertreten ist, je allgemeiner man sich die menschliche Bedeutung der Sache vorstellt, entweder Sache aller Wissenschaften wie dieses vor Zeiten gewesen ist, oder gar keiner, wie es gegenwärtig der Fall ist, wo auch für die Theologie der Schein es zu tun nicht mehr bestehen kann.«

Noch manch andere herzerquickende oder, wie Nietzsche schreibt, »erschreckende Wahrheiten« liessen sich bei Besprechung der apologetischen, der liberalen und der kritischen Theologie anführen, und lediglich die Rücksicht auf den verfügbaren Raum kann mich bestimmen, auf die Anführung weiterer Kernsätze zu verzichten. Overbecks Verdienst, auf diese Grundlinien der Diskussion zwischen Wissen und Glauben

hingewiesen zu haben, kann kaum überschätzt werden. Wir werden in einer spätern Abhandlung auf die moderne Barthische Theologie zu sprechen kommen und dann zeigen müssen, wie sehr hier Overbeck durch seine scharfe und unerbittliche Fragestellung in aller Stille zur Klärung all' dieser vielumstrittenen Fragen beigetragen hat.

2. Diese zweite Frage muss sich mit einer ganz kurzen Darstellung begnügen. Overbeck, der geistig hochstehende Theologe und Atheist, leidet an dieser innern Zerrissenheit zwischen Amt und persönlicher Ueberzeugung. Er geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass viele Geistliche und Pfarrer in ihrem Innern dieselbe blutende Wunde mit sich herumtragen. Im Hinblick auf diese Leidensgenossen schlägt er nun vor, dass die Behörden bei der Ordination eines Geistlichen auf diese Verhältnisse in Zukunft Rücksicht zu nehmen hätten und zwar so, dass der Geistliche durch sein Ordinationsgelübde nur seine amtliche Stellung der Gemeinde gegenüber bindet, im Uebrigen aber seine individuelle weltanschauliche Ueberzeugung frei und unberührt behalten darf.

Mit diesem Vorschlag können wir uns durchaus nicht einverstanden erklären, läuft er doch letzten Endes auf die aus der Jesuitenmoral bekannte reservatio mentalis hinaus. Auch so wird das menschliche Innenleben wieder in zwei Hälften auseinandergerissen, ein ungesunder persönlicher Dualismus, dem wir auch an dieser Stelle die Forderung nach einem Monismus der Persönlichkeit, des Menschen aus einem Guss, gegenüberstellen. Interessant aber ist für den Aussenstehenden und speziell für den Freidenker der Einblick in diese Kulissengeheimnisse der modernen Theologie. Overbeck ist nicht der einzige, der sich mit dieser Frage beschäftigt und eine Lösung vorschlägt. D. Fr. Strauss schreibt 1860 an seinen Freund Rapp: »Das Amt des Geistlichen ist zunächst unstrittig, der Gemeinde ihren Glauben vorzutragen. Ist dieser Glaube auch der seinige, desto besser; wo nicht, so soll er eher sich wehtun als ihr. Er darf ihr kein Stück ihres Glaubens unterschlagen, von keinem der vermeintlichen Edelsteine ihres heiligen Apparates geradezu sagen: Das ist Glas, wenn es auch wirklich nichts anderes ist.«

Gewiss, der Bekenntniszwang ist heute gefallen, das dargestellte Problem für unsere Zeit nicht mehr so akut. Aber genau besehen ist der Bekenntniszwang doch nur deswegen gefallen, weil die Kirche den Mut nicht mehr aufbringt, ihn beizubehalten und konsequent durchzuführen. Die Fundamente des Glaubensgebäudes sind eben morsch.

Angesichts solch offenkundiger Symptome von Fäulnis und Verwesung aber bleibt uns nichts anderes übrig als immer wieder zu staunen über das zähe Beharrungsvermögen jahrtausendalter Lehren, über die die Welt längst hinaus ist. Je besser es dem unbestechlichen Drews und andern Vertretern der Religionswissenschaft gelingt, die vorchristlichen, uralten heidnischen Elemente im Christentum blosszustellen und klarzulegen, desto klarer sehen wir ein, wie tief sich der Glaube an all' diese

überweltlichen Gestalten und Mächte ins Zentrum des Menschen eingefressen hat. Die Religion ist, wie Jakob Burckhardt sagt, eine »grosse Sache«, der Kampf gegen sie vorerhand aussichtslos. Aber desto unterschiedener muss der Kampf geführt werden gegen alle die Positionen, die das Christentum in heute nicht mehr zu rechtfertigender Weise in Staat, Gesellschaft und Wissenschaft innehat.
Dr. E. H.

Die Trennung von Staat und Kirche im Kanton Genf.

Ein geschichtlicher Rückblick, von E. E. Kluge, Zürich.

(Fortsetzung.)

Die Trennungsfrage war — wie bereits erwähnt — schon wiederholt aufgegriffen worden; der erste ernsthafte Versuch jedoch wurde erst in den Jahren 1878—80 unternommen.

Am 2. Februar 1878 machte Henry Fazy im Grossen Rat die Mitteilung, dass er eine Gesetzesvorlage über die Unterdrückung des Budgets für Kultuszwecke eingereicht habe, doch kam diese Vorlage erst in der Sitzung vom 18. Dezember zur Behandlung. Die Hauptgrundsätze dieser Vorlage bestimmten, dass weder der Staat noch die Gemeinden künftighin Geistliche besolden dürften. Kirchen und Pfarrhäuser sollten denjenigen Glaubensbekenntnissen, die sich in der betreffenden Gemeinde in Mehrheit befinden, übergeben werden. Eine Ausnahme sollte nur der Dom von St-Pierre bilden, dessen Eigentum der Stadt Genf gewahrt bleiben sollte. Der Grosse Rat könne religiösen Orden ihre Tätigkeit im Kanton Genf gestatten. Kirchlichen Genossenschaften dürfe die Eigenschaft von juristischen Personen erteilt werden.

In der Begründung seines Antrages, den Fazy mit weit zurückgreifenden historischen Betrachtungen ergänzte, ging er von der Ueberzeugung aus, dass die Nationalkirche nur einer verschwindend kleinen Minderheit diene. Die orthodoxen Protestanten, die Römisch-Katholiken, die Freidenker wollen nichts von ihr wissen, und doch seien sie gehalten, durch ihre Steuern die Nationalkirche indirekt zu unterstützen. Laut Bundesverfassung dürfe jedoch niemand dazu angehalten werden, für einen Kultus zu steuern, zu dem er sich nicht bekenne. Dieser Steuerzwang werde aber dennoch ausgeübt, solange eine vom Staate besoldete Kirche bestehe. Gegenüber der Befürchtung, dass ein neues Bistum entstehen könnte, bilde die Bundesverfassung hinreichend Garantie.

Es wurde eine Kommission ernannt, doch wurden die Verhandlungen derart verschleppt, dass die Vorlage erst wieder im Jahre 1880 in der Mai-Juni-Session des Grossen Rates zur Behandlung gelangte, nachdem sie im Oktober 1879 vertagt worden war. Und auch jetzt wieder sollte die Diskussion von neuem auf die lange Bank geschoben werden, da die Tren-

Feuilleton.

Zur Naturgeschichte des Teufels.

Kleine Bosheiten von E. E. Kluge.

(Fortsetzung.)

Aber trotz alledem ist der Teufel selbst heute noch nicht mattgesetzt. Er treibt im Gegenteil sein Unwesen stärker als je, und alle Mühen und Anstrengungen der »heiligen Kirche«, der Stellvertreterin des »allmächtigen Gottes« auf Erden, seiner Herr zu werden, waren umsonst. Sie hat deshalb notgedrungen eine andere Taktik einzuschlagen gesucht, und man kann sagen, dass sie sich sogar mit dem Teufel in ein förmliches Einvernehmen gesetzt hat.

Nachdem, wie aus den vorangehenden Abschnitten deutlich ersichtlich ist, insbesondere die katholische Kirche den Teufel jahrhundertlang bekämpft und verfolgt hat, scheint dies in den letzten achtzig Jahren gründlich anders geworden zu sein. Sie hat geradezu einen Vertrag mit ihm geschlossen, in dem sie mit ihm schriftlich vereinbart, wer ihm alles verfallen und ausgeliefert sein soll. Seine päpstliche Untehlbareit, Pius IX., hat die grosse Mühe auf sich genommen, »kraft seines apostolischen Amtes« diesen Vertrag perfekt zu machen, und in seinem Syllabus vom 8. Dezember 1864 die Punkte zusammenzustellen, bei deren Uebertretung man dem Teufel verfällt. Wer Glaubens- und Gewissensfreiheit, wer konfessionelle Toleranz, wer staatliche Hoheit und staatliches Aufsichtsrecht über die Kirche und ihre Diener, wer demokratisches Selbstbestimmungsrecht des Volkes, wer Pressefreiheit usw. anstrebt und verteidigt; wer selber, ohne kirchliches Gängelband, denken und forschen will, wer der

Kirche das Recht, Gewaltmittel — als Inquisition, Folter, Scheiterhaufen usw. — anzuwenden, bestreitet, und wer der Meinung ist, dass der römische Papst sich mit dem Fortschritte und der modernen Zivilisation vergleichen müsse — der ist verdammt, verflucht und als gottlos dem Teufel verfallen. Und wer gar erst die unbefleckte Empfängnis Mariä oder die Unfehlbarkeit des Papstes bezweifelt, der ist dem Teufel mit Chargébrief verschrieben! Natürlich bekam der Teufel unter diesen Umständen alle Hände voll zu tun, und gerade die Kreise, die am wildesten sich gebärdet hatten, um ihm das Handwerk zu legen, gaben ihm nunmehr am meisten zu arbeiten und verhalten ihm auf diese Art und Weise von neuem zu Macht und Ansehen.

Aber damit hat sich die katholische Kirche nicht begnügt. Seitdem sie einen offiziellen Zuhältervertrag mit ihm abgeschlossen hat, sucht sie den Teufel auch sonst zu rehabilitieren. Ja, sie anerkennt heutigen Tages nicht nur einen, sondern eine ganze Reihe von Teufeln. Wohl ist bisher immer nur von einem Teufel die Rede gewesen, und zwar deswegen, weil auch in der Bibel fast immer nur von einem Teufel gesprochen wird. An einigen Stellen zwar werden deren mehrere erwähnt. Als nämlich der allwissende Herr Gott einmal einen Teufel nach seinem Namen fragt, antwortet dieser, dass er Legion, d. h. »Sechstausend« heisse, »denn«, fügt er hinzu, »unserer sind viele« (Markus 5, 9). Es scheint jedoch die Frage nach der Anzahl der Teufel noch nicht völlig abgeklärt zu sein, und selbst in einem so gründlichen, ins Fach einschlagenden Werke wie das famose Büchlein »Klipp und klar« von Fr. X. Brors ist unter dem Titel »Teufel« auf Seite 489 bald von einem, bald von vielen Teufeln die Rede, doch hat diese Schrift wenigstens das Gute,